

Frank Dieckbreder

**Geistlicher Impuls im Rahmen der Jahreskonferenz des
JUVANDIA – der Diakonieverbund e. V. im Februar
2025 (Tag 2)**

Diakonischer Auftrag

Liebe Kolleg*innen,

„Was will ich?

Dienen will ich.

Wem will ich dienen?

Dem Herrn in seinen Elenden und Armen.

Und was ist mein Lohn?

Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, dass ich darf.

Und wenn ich dabei umkomme?

Komme ich um, so komme ich um, sprach Ester, die doch Ihn nicht kannte, dem zu liebe ich umkäme, und der mich nicht umkommen lässt.

Und wenn ich dabei alt werde?

So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum, und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und Sorge nichts.“

Liebe Kolleg*innen,

diese zugegeben etwas merkwürdig anmutenden Zeilen stammen aus der Feder von Wilhelm Löhe, dem Gründervater von Neuendettelsau (heute Diakoneo).

Im Jahr 1854 gründete er dort eine Diakonissenanstalt, zu der auch eine Pflegeausbildung gehörte. Diakonissen waren Frauen, die sich, vergleichbar zu katholischen Nonnen, ganz in den Dienst einer Gemeinschaft und einer beruflichen Aufgabe stellten und dabei auf Ehe, Gehalt usw. verzichteten. Alles sehr klosterähnlich, doch ohne Rückzug, sondern eben als Dienstgemeinschaft. Jenen Diakonissen galt der Text, den ich eben vorgelesen habe.

Interessant ist, dass dieser Text eher ein Selbstgespräch darstellt. Wie ein Mantra, das immer wieder wiederholt wird, um sich selbst des eigenen Willens zu vergewissern.

Als Friedrich von Bodelschwingh, der erste Anstaltsleiter Bethels, von dieser Formel hörte, übernahm er sie direkt für die Diakonissen in Bethel, die diese ebenfalls für sich annahmen.

Welche Tragweite dies hatte, wird deutlich, wenn wir uns vor Augen führen, was es bedeutete, im 19. Jahrhundert diakonisch tätig zu sein. Es bedeutete, dass jede Diakonisse, die neu anfang, zunächst verpflichtet wurde, drei Monate bei den, wie es hieß, Ansteckenden zu arbeiten. Ansteckend mit all den Krankheiten, die heute kaum noch bekannt sind, aber damals den sicheren Tod bedeuteten. Erst wenn eine Diakonisse diesen Einsatz überlebte, wurde gemeinsam oder gemeinhin eher für diese entschieden, welche Aufgaben sie zukünftig übernehmen sollte.

Ich lese uns die Zeilen noch einmal unter diesem Blick und ergänze die Zeilen um Gedanken dazu:

„Was will ich?

Dienen will ich.

Man lasse allein diese erste Formel einmal wirken. Ich habe sie seit geraumer Zeit als Reflex. Es wirkt wie ein Heilmittel, mich selbst aus dem Fokus zu nehmen und zugleich ganz bei mir zu sein. Im Grunde wie bei meinem gestrigen Impuls: Etwas klingt nach Widerspruch, ohne einer zu sein. Denn wenn ich in dem, was ich will, immer den oder die Nächste mitdenke und im besten Fall mitfühle, bin ich Mensch. Oder, wie Martin Buber es so wunderbar formuliert hat: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ und „Das ich wird am du zum ich“.

Wem will ich dienen?

Dem Herrn in seinen Elenden und Armen.

Wenn wir nach 25jähriger Tätigkeit in der Diakonie das Kronenkreuz verleihen, so wird dazu immer ein Text aus dem Matthäusevangelium zitiert: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Geschwistern, das habt ihr mir getan.“ (Mt. 25, 40a) Das ist gemeint, wenn es darum geht, dass Gott (sozusagen besonders) in seinen Elenden und Armen ist. Ihnen zu dienen, heißt Gott zu dienen. Und heißt zudem, durch das Dienen nah bei Gott zu sein.

Und was ist mein Lohn?

Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, dass ich darf.

Hier ist kein Lohn im Sinn von Gehalt gemeint. Vielmehr geht es darum, dass das Dürfen ein Erkennen des eigenen Könnens ist. Ich darf, weil ich das Potential habe, um es in heutiger Fachsprache zu sagen, unterstützen zu können. Es lohnt sich, diese Erkenntnis, mantramäßig zu wiederholen. Denn dieser Lohn ist keiner, der sich mit einem Gehalt bezahlen ließe.

Und wenn ich dabei umkomme?

Komme ich um, so komme ich um, sprach Ester, die doch ihn nicht kannte, dem zu liebe ich umkäme, und der mich nicht umkommen lässt.

Dass die Gefahr bestand, bei der Arbeit umzukommen, habe ich eben bereits in Bezug auf die „Ansteckenden“ beschrieben. In diesem Teil bezieht sich Wilhelm Löhe auf

Ester. Ester war eine Königin, die im sogenannten Alten Testament beschrieben wird. Deshalb auch der Hinweis, dass sie ihn, womit Jesus gemeint ist, nicht kannte.

Löhe geht es hier offenbar um den Kernsatz: „Komme ich um, so komme ich um“ (Ester 4, 17). Gesprochen von einer Frau, also passend zu den Diakonissen. Zugleich ist der Satz Ausdruck einer Schicksalsergebenheit und Ausdruck davon, dass es Aufgaben gibt, die höher sind als das eigene Leben. In Esters Fall ging es darum, dass ihr Mann, König Ahasveros, aufgrund von Verrat und sonstigen Intrigen, alle Juden in seinem Reich töten lassen wollte, ohne zu wissen, dass seine Frau selbst Jüdin ist. Ester erhält nun den Auftrag, den König zu bitten, den Genozid abzuwenden. In dieser Situation, in der die Gefahr bestand, dass der König so wütend würde, dass er seine eigene Frau töten lassen würde, sagt Ester: „Komme ich um, so komme ich um“. Mit anderen Worten, ist für sie die Rettung ihres Volkes wichtiger als ihr eigenes Leben. ... Es dürfte also deutlich geworden sein, was Löhe hier meinte und verlangte.

... Die Geschichte geht übrigens für die Juden gut aus. Der Haupt-Integriant wird allerdings gehängt.

Und wenn ich dabei alt werde?

So wird mein Herz grünen wie ein Palmbaum, und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und Sorge nichts.“

Dieser letzte Teil der Formel ist auf Psalm 92, also ein dreitausend Jahre altes Gebet bezogen. Der Psalm ist auch benannt als „Ein Lied für den Sabbat“, also einen Ruhetag. Wenn ich also alt werde, über das, was ich tue, dann darf ich mich auf Frieden und Sorglosigkeit freuen.

Liebe Kolleg*innen,

ich habe uns für heute diesen Impuls herausgesucht, weil er ein Beispiel dafür ist, in welcher Tradition wir stehen. In den letzten Jahren liegt der Fokus hinsichtlich unserer Herkunft auf den schlimmen Ereignissen, wie sie z. B. hinsichtlich des strukturellen Missbrauchs in unseren Organisationen aufgearbeitet wurden und werden. Das zu tun, ist gut und richtig. Doch m. E. darf das nicht dazu führen, respektlos gegenüber jenen Menschen zu werden, die unter Einsatz ihres Lebens und mit dem Kompass ihres Glaubens dafür gesorgt haben, dass die „Elenden und Armen“ zumindest nicht allein gelassen wurden.

Ja, die Welt hat sich gedreht. Und es ist gut, dass die Arbeitsbedingungen anders sind als vor 170 Jahren. Das darf aber auch dazu führen, diese Bedingungen nicht als selbstverständlich hinzunehmen, sondern auch heute, in Zeiten, in denen Orientierung viel schwieriger geworden ist, zu horchen, was die Alten uns lehren können. Ich für meinen Teil bin z. B. dankbar, dass ich darf.

In diesem Sinn wünsche ich uns einen guten und gesegneten Start in diesen Tag. Amen